

28]

(Nachdruck verboten.)

## Im Kampf für Rußlands Freiheit.

Es war gegen neun Uhr abends, Anna Michailowna saß am Tisch und unterhielt sich mit ihrer Schwester, der Arzt las und beteiligte sich ab und zu an unseren Scherzen. Ich hatte den Korb mit den Drucksachen in ein anderes Zimmer getragen und einen großen Koffer herangeschleift. Da öffnete sich die Tür ein wenig, und die Köchin sagte zum Arzte: „Herr, es wird nach Ihnen gefragt.“

Sie hatte noch nicht geendet, als ein Gendarm erschien und sagte: „Bitte, bleiben Sie alle ruhig sitzen. Sofort erscheint der Offizier.“

Mit schnellen Schritten trat ein ganz blutjunger Gendarmerieoffizier herein, schaute uns alle an, ging auf Anna Michailowna zu und sagte:

„Sie sind Anna Michailowna. Nicht wahr? Wie ist Ihr Familienname?“

Sie antwortete ruhig: „Ich heiße Sokolowa.“

„Ist das Ihre Photographie?“ fragte er und zeigte ihr ein Bild.

„Ja“, antwortete sie.

Es war ganz still. Keiner von uns hatte sich nach dem Erscheinen des Gendarmen gerührt. Ich stand am Koffer, Abramoff lehnte an der Tür zum anderen Zimmer, der Arzt schaute erschreckt von seinem Buche auf und sprang dann plötzlich auf. Die Schwester Anna Michailownas war bleich und zitterte. Nur meine Freundin war gefaßt und ruhig. Sie lächelte sogar.

„Wem gehört diese Wohnung?“

„Wir“, antwortete der Arzt.

„Sie heißen Nikolajeff und sind hier am Semstwo als Arzt angestellt?“

„Ja“, kam es zitternd heraus.

„Haben Sie einen Bruder, Vetter oder Verwandten, der Iwan Petrowitsch oder Nikolai Michailowitsch heißt?“

„Nein“, antwortete unser Wirt.

„So. Danke.“

„Ich erkläre Sie für verhaftet!“ wandte sich der Offizier an Anna Michailowna. „Jetzt habe ich eine Haussuchung vorzunehmen und bitte Sie, Herr Doktor, mir die Sachen, die Ihrer Schwägerin gehören, zu zeigen.“

Wir alle folgten dem Offizier, der in Begleitung von zwei Gendarmen in das andere Zimmer ging.

Einen Moment blieb er vor dem Korbe, wo die Drucksachen lagen, stehen. Ueber den Broschüren lagen zwei Paar Weinkleider von mir.

„Wem gehört dieser Korb?“, fragte der Offizier.

Ich antwortete ruhig, daß er mein Eigentum sei.

„Entschuldigen Sie. Da brauche ich nicht nachzuschauen.“

Und er ging weiter. Die Haussuchung dauerte über anderthalb Stunden. Unter den Sachen von Anna Michailowna wurden noch einige gedruckte Broschüren und Manuskripte vorgefunden; das alles wurde ins Wohnzimmer gebracht.

Der Gendarmerieoffizier setzte sich hin und schrieb das Protokoll. Abramoff und ich versuchten ein paarmal mit Anna Michailowna zu sprechen. Jedesmal wurden wir von dem Offizier unterbrochen.

„Ich verbiete Ihnen, mit der Verhafteten zu reden. Bitte, meine Herren, ziehen Sie sich zurück!“

Als das Protokoll geschrieben war, sagte der Offizier: „Ich bitte alle, zu unterschreiben.“

Ich war im Moment unschlüssig, mit welchem Namen ich unterzeichnen sollte. In meiner Seitentasche hatte ich zwei Pässe. Der Offizier konnte ja verlangen, daß ich ihm den Paß vorzeigte. Welchen sollte ich benutzen? Hinausgehen durfte ich nicht, so setzte ich auf gut Glück einen der beiden Namen darunter.

„Von wo ist der Herr?“ fragte der Offizier den Arzt.

„Der Herr, — der — Herr — ist aus — Kasan . . . er studiert dort“, gab der Arzt stotternd zur Antwort.

„So“, meinte der Offizier.

Abramoff mußte gleich nach mir das Protokoll unter-

schreiben, und was wir gefürchtet hatten, trat ein — er unterschrieb Iwan Petrowitsch Abramoff.

Als die ersten zwei Namen auf dem Papier standen, stutzte der Offizier einen Moment und fragte den Arzt:

„Woher ist dieser Herr?“

„Er ist aus Kasan. Er ist Mediziner, und ich habe ihn als meinen Assistenten für die Sommerferien engagiert.“

„Hm! Aus Kasan ist er, sagen Sie. Dann stimmt es nicht mit meiner Ordre. Ich glaubte, er wäre aus dem Süden. — Sind die Pferde fertig?“ fragte der Offizier den Gendarmen.

Totenstill war es im Zimmer. Der Offizier zog ein Etuis heraus, steckte sich eine Zigarette an, drehte sich auf dem Absatz um und schaute jeden einzelnen an.

„Ich verstehe, wie unangenehm die Angelegenheit Ihnen sein muß“, wandte er sich an den Arzt. „Sie können ja nichts dafür, daß Ihre Schwägerin sich mit Sachen abgibt, die für eine Dame absolut nicht passen.“

„Herr Offizier, ich verbitte mir Moralpredigten!“ sagte Anna Michailowna. „Sie haben mich verhaftet, haben aber kein Recht, mir direkt oder indirekt Vorwürfe zu machen. Ich weiß selbst, was ich zu tun habe.“

„Pardon, so habe ich es ja auch gar nicht gemeint“, erwiderte der Offizier und errötete. Der Gendarm erschien und meldete, die Pferde ständen bereit. „Bitte, mein Fräulein“, wandte sich der Offizier an Anna Michailowna. „Ziehen Sie sich an, die Gendarmen werden Ihnen helfen.“

„Kann ich denn nicht wenigstens Abschied von meiner Schwester nehmen?“ fragte die Frau des Arztes. „Ja, aber Sie dürfen ihr nichts zusteden.“ Unter den scharf beobachtenden Blicken der beiden Soldaten und des Offiziers nahmen die Schwestern von einander Abschied. Der Offizier machte eine Verbeugung. Der Arzt begleitete ihn noch auf die Treppe hinaus. Wir hörten, wie die Schellen der Pferde klirrten; als wir hinaus kamen, sahen wir nichts mehr.

Abramoff stürzte plötzlich davon, ohne ein Wort zu sagen. Ich kehrte in das Zimmer zurück, der Arzt lief aufgeregt auf und ab und räsonnierte.

„Diese Schande! Diese Leute! Was man alles erleben muß! Siehst Du, so ist Deine Schwester. Weinacht wären wir selbst arretiert worden.“

„Beruhigen Sie sich“, sagte ich zu ihm. „Wir reisen spätestens morgen früh, vielleicht gelingt es uns, sogar gleich Pferde zu erhalten. Wir haben Ihnen nicht absichtlich Unannehmlichkeiten bereitet. Das ist ein Unglück, das jeden von uns treffen kann.“

Abramoff kehrte zurück und sagte aufgeregt: „Ich war bei dem Bauern und habe ihm gesagt, er solle sofort anspannen. Wir müssen gleich reisen.“

Ich beruhigte ihn. Wir packten schnell ein paar Sachen zusammen. Der Arzt fragte: „Was soll ich denn mit diesem Schund, diesen Drucksachen, machen?“ „Was Sie wollen“, antworteten wir.

Auf einmal trat Abramoff dicht an den Arzt heran und sagte zu ihm: „Sie haben sich wie ein ganz gemeiner Feigling benommen! Sie haben vor dem Gendarmen gezittert, wie ein Hund. Wenn Sie nicht Angst gehabt hätten, ich würde Ihnen eine Kugel durch den Kopf jagen, so hätten Sie uns womöglich noch verraten.“

Der Arzt antwortete ruhig: „Ich habe Sie aber doch gerettet, indem ich sagte, Sie beide wären aus Kasan. Das ließ in dem Offizier keinen Verdacht aufsteigen.“

„Ach was! Reden Sie nicht“, antwortete Abramoff. Er murmelte noch etwas Unverständliches, ging ins andere Zimmer und trug einen Koffer auf den Flur hinaus. Ich ging ihm nach und sah, wie er in die Dunkelheit hinausspähte.

„Die Pferde werden schon kommen“, sagte ich zu ihm. „Beruhigen Sie sich, lieber Freund.“

„Ach, beruhigen! Beruhigen“, erwiderte er. „Ich kann mich nicht beruhigen!“

Er nahm meine Hand und preßte sie an sein Gesicht. — er weinte. Wir standen eine Weile still da, und ich streichelte ihm sanft den Kopf.

Der Wagen fuhr vor, und wir luden unser Gepäck auf, verabschiedeten uns herzlich von der Schwester von Anna

Michailowna, reichten dem Arzte die Hand, und ich sagte zu ihm: „Seien Sie uns nicht böse.“

Abramoff packte mich am Arme: „Lassen Sie das. Sie werden sich doch hier nicht noch entschuldigen.“

In fünf oder sechs Stunden waren wir an der Landungsstelle. Unsere beiden Koffer stellten wir in der Nähe der Brücke hin und wollten in den Wartesaal der ersten und zweiten Klasse gehen. Als wir am Fenster vorbeikamen, gab mir Abramoff einen Stoß und sagte leise: „Schauen Sie. Da sitzt ja unser Offizier.“

Richtig. Er saß ganz allein im Zimmer. Wir gingen in den Wartesaal der dritten Klasse, trafen dort einen Matrosen und fragten ihn, ob der Dampfer bald käme.

„Wohin denn?“ fragte er.

„Nach Jaroslawl.“

„In zwanzig Minuten muß er da sein.“

(Fortsetzung folgt.)

## Im Dorfe.

Von M. Arzbaschew.

Autorisierte Uebersetzung von Paul Barhan.

### IV.

Eine geschmeidige, dunkle Gestalt stahl sich unversehens von hinter der Türe und schlüpfte lagenartig an den Offizieren vorbei nach dem Hof.

„Halt! Rein, so was! Halt! schrie Restwazki, und sprang in den Hof ihr nach, indem er mit der Schulter gegen die Türe schlug.“

Tschersassow blieb allein. Er hörte, wie der Leutnant Sporenklirrend über den Hof rannte, wie das Flechtwerk im Garten krachte und eine Mädchenstimme einen Schrei ausstieß. Genau wie früher, so zwang er sich, auch diesmal den zusammengeträumten weißen Haufen da im Winkel nicht zu sehen, und ging weiter, ohne sich eingestehen zu wollen, in welcher Absicht, öffnete mit eigenartigem Herz klopfen die Türe und trat ins Innere der Hütte.

„Niemand kann mich sehen. . . Keiner wird was erfahren. . . Eine so gute Gelegenheit bietet sich nicht wieder“ . . . schob es ihm unwillkürlich durch den Kopf.

Da drinnen, in der Hütte, war es still und sauber. An den Wänden standen reine Bänke. Die Heiligenbilder blinkten schwach aus den dunklen Winkeln. Die Stube war von einem kräftigen und appetitlichen Wohlgeruch erfüllt. Da im Winkel, hinter den Kattunvorhängen, hielt sich jemand versteckt, und Tschersassow erriet, daß es eine Frauensperson war und daß sie ihn sehen mußte. Er trat etwas zaghaft an das Fenster und schob leise und vorsichtig den Vorhang zurück. Da stand auch, gegen die Wand gedrückt und die Hände vor die Brust haltend, ein schwächliches Mädchen und blickte Tschersassow aus dunklen Augen schen und wild an. Tschersassow trat ganz dicht an sie heran. Etwas Springendes und Ungeduldiges stieß ihn. Das Mädchen sah ihn wie erstarrt an. „Du . . .“ flüsterte Tschersassow und er hörte selber, wie seine Stimme bebte.

Plötzlich begann das Mädchen lautlos zu weinen, ohne die Augen vom Offizier zu lassen. In der Hütte war es leer und dunkel. Durch das Fenster drang der Geruch der Kirschbäume und man vernahm von fern das Kreischen des Brunnerrades. „Bist so hübsch, und weinst!“, sagte Tschersassow, ohne selbst zu wissen, was er sprach, und sah sie am Arm.

Man konnte sehen, wie ihr Vnsen sich unter dem weißen, groben Hemde aufgeregelt hob und senkte. Tschersassow beugte sich hastig über sie und küßte sie auf die Wange. Das Mädchen taumelte zurück und ihre dunklen Augen erweiterten sich dermaßen, daß ihr ganzes Gesicht verzerrt erschien. Tschersassow fühlte einen Schwindel im Kopfe und ein zitterndes Ragen in den Veinen. Das Bewußtsein seiner Gewalt und der Rechtswidrigkeit seiner Lage verjagten ihn in einen Taumel. Es erweckte in ihm etwas wie Schamgefühl und Grausen, aber auch gleichzeitig etwas ungesehen Süßes — der Gedanke, daß dieses Weib da ihm auf Gnade und Ungnade anheimgefallen ist, daß er mit ihr tun und lassen kann, was ihm auch einfiel. Plötzlich fühlte er ein Zittern in den Händen und er biß die Zähne fest zusammen. Die Augen wurden rund und sprühten Tränen. Er packte das Mädchen am Halsanschnitt und riß daran. Das Mädchen riß und im Nu erblickte er, als hätte es gar nicht erwarten können, ein paar nackte, runde, lebende Brüstchen. Einen Augenblick lang glaubte er, zu ersticken, und er packte sie in seine Arme, indem er sich bemühte, es so brutal und schmerzhaft zu tun, wie er nur mochte. —

Das Mädchen schrie nicht. In ihren weit geöffneten Augen lag es wie Trübsinn. Es war, als wäre sie sehr weit von ihm. Und als er sie auf den Boden nieder warf, bebte sie nur und flüsterte still:

„Oh . . . oh . . . junger Herr . . . oh . . .“

Als Tschersassow wieder auf die Straße trat, war es schon dunkel. Ueber die Hütten und Pappeln erglänzten mild und klar die Sterne.

### V.

Die Nacht war hereingebrochen, finster, mondlos. Am Himmel glitzerten so viele Sterne, als wäre da dichter Goldstaub ausgestreut.

Unter dumpfem Gestampfe gewann die Eskadron freies Feld und zog sich auf der Fahrstraße dahin, die in der allgemeinen Dunkelheit kaum merklich abfiel und unter den Hufen der Pferde ganz leichte Staubwolken aufsteigen ließ. Das Ackerfeld zu beiden Seiten der Straße erschien einem Abgrund gleich und der schwarze Wald dort weit am Saume schien grauenhaft und geheimnisvoll, als herge er feindliche Mächte. Die schwarzen Gestalten der Soldaten in ihren Mänteln bewegten sich langsam auf ihren jetzt schwarzen Pferden auf und ab und verschmolzen zu einer schwarzen, schwer beweglichen Masse. Man hörte leise Stimmen und hier und da tauchten rötliche Lichter auf und verschwanden wieder. An der Spitze ritt die Gruppe von Offizieren und ihre hellen Mäntel zeichneten sich grau vom dunkeln Fond der Steppe ab. Die Pferde schnobten.

Tschersassow ritt einsam hinterher und rauchte nachdenklich. Unter ihm bewegten sich gleichmäßig, gleichsam fließend, die warmen Lenden des Pferdes. Ins Gesicht schlug ein kaum wahrnehmbarer Nachtwind.

Jetzt mußte er sich schämen und es war ihm schwer ums Herz. In seinen Gedanken tauchten bald auf etwas Nactes, Ungeantetes, brennend Süßes, bald wieder die großen, fragenden Augen der Braut.

„Nun, schließlich . . . Alle treiben's ja so . . . Wenn nicht ich, so ein anderer . . . Und es geschieht ihnen auch recht . . . diesen Rebellen! . . .“ suchte er sich zu beruhigen, jedoch ein trüber und drückender Verdruss gegen sich selbst, gegen seine Braut, gegen ein Etwas, das an ihm im Innern nagte, quälte und stachelte ihn auf. Und es drängte ihn, diesem Gefühl irgendwie Luft zu machen.

„Ah, tüchtig . . . so! . . . Tüchtig!“ hörte er vor sich eine Soldatenstimme mit Schadenfreude flüstern.

„Schaf!“ versetzte der andere ärgerlich und es klang wie traurig.

„Pa—aff! . . .“ krachten plötzlich vorn zwei Schüsse und zwei kleine Flämmchen bligten für einen Augenblick in der Finsternis auf. Alles erzitterte, stöhnte förmlich auf, dann wurde es ganz still. Jemand begann laut zu stöhnen.

„Ersch—schlagen!“ Und im Augenblicke erschollen in der nächtlichen Finsternis wilde Schreie.

„Eine Falle! . . . Pakt sie! . . . Haut sie nieder! . . . Herr Rittmeister! . . . Halt! sie!“ donnerten wirre Stimmen durcheinander.

Ohne sich darüber Rechenschaft abzulegen, gab Tschersassow dem Pferde die Sporen und galoppierte nach der Spitze, indem er die Eskadron überholte. Der Boden dröhnte und stöhnte. Durch die Finsternis unsichtbar gemachte Staubwolken wirbelten herauf und bedeckten die Steppe. Tschersassow jagte an den eilenden schwarzen Silhouetten der Reiter vorbei und nach einem Augenblick bereits galoppierte er an der Spitze, allen voran.

Vor sich hatte er nur den vorgegestreckten Kopf seines Pferdes und darüber hinweg die öde Straße und zwei dunkle Flecken, die eilig nach vorne strebten. . . .

„Bauern!“ schob es Tschersassow durch den Kopf und eine heftige Erbitterung, durch die Furcht noch grauenhafter gemacht, verwirrte alle seine Gedanken. Die Hand umklammerte unwillkürlich den harten Säbelgriff und die Zähne knirschten.

„Stillgestanden!“ schrie er mit gebrochener Stimme, indem er das Pferd mit aller Kraft zum Stillstehen bringen wollte.

Und in demselben Augenblicke erblickte er etwas, das er noch nicht begriff, das jedoch in ihm das Gefühl des Entsetzens wachrief: Quer über den Weg streckte sich etwas Langes, Herbes, Gehörntes, hin, gerade so, als läge dort eine Herde Ochsen oder Teufel. Mit ungeheurer, jedoch vergeblicher Anstrengung, wobei ihm vor Entsetzen die Augen überquollen und er den Säbel fallen ließ, zog Tschersassow die Äugel stramm; da war es jedoch schon zu spät.

Das Pferd hatte sich in irgend etwas verwickelt, es schien ganz sinnlos, es häumte sich ein paarmal und versuchte sich anrecht zu halten; von hinten rannte ein zweites an, erschreckt schnaubend; es erscholl ein wilder Schrei, und Tschersassow stürzte, die Äugel fahrend lassend und mit den Händen in die Luft greifend. Das scharfe Eisen eines umgestürzten Pfluges, hatte mit einem trodnen Krachen ihm den Leib aufgeschlitzt, und im Augenblick wuchs über ihm ein chaotischer Haufen von Pferden, Leuten, Gewehren. . . Ein Pferd zerstampfte Tschersassow den Schädel, der wie ein leerer Kopf brach, und machte ein Ende den Qualen seines schrecklichen und so sinnlosen Todes.

Es war gleichsam, als hätte die Nacht selber im panischen Schreden und entsetzten Schmerzen geheult und gemwinkelt, und im dunkeln Forst schrien vereinzelte Stimmen, als wären es unsichtbare Walddämonen, boshaft und freudig: „Gurra!“ . . .

## Kleines feuilletton.

Maeterlinds neuestes Buch heißt: „Das Denken der Blumen“ („L'Intelligence des Fleurs“). Der Dichter, dem wir ein so schönes Werk über das Leben der Bienen verdanken,

erzählt uns hier von denkenden Pflanzen, und wieder weiß er Neues in reizvollster Weise zu melden. Naturforscher und Dichter — beide sind an scharfe Beobachtung der Dinge gewöhnt; sind nun alle zwei in einem, so müssen die Bilder, die der eine uns vorzaubert, durch die Kenntnisse des zweiten noch anziehender werden. So ist es denn auch mit dem neuesten Buche von Maurice Maeterlinck. Diese Aufschrift freilich trägt; es ist in dem Werke nicht bloß von Blumen, vom Pflanzenleben die Rede, man möchte sagen, wie in einem Kaleidostop entstehen die verschiedenartigsten Denkgemälde vor uns. Eine Sammlung von Studien ist es, die der Genetische Dichter uns darbietet. Neben der köstlichen, wunderfeinen Skizze: „Das Denken der Blumen“ enthält das Buch noch gar vielerlei: „Düfte“, „Anruhe unserer Moral“, „Ueber König Lear“, „Kriegsgötter“, „Das Maß der Stunden“, „Unsere soziale Pflicht“, „Unsterblichkeit“. Geben wir Maeterlinck das Wort zu einigen Sätzen aus seiner Blumenstudie:

„Die Wasserpflanzen können wir nicht verlassen, ohne an das so überaus romantische Leben einer von ihnen zu erinnern. Die bekannte *Callisneria*, eine Hydrocharidee, hat eine Hochzeitsfeier, die die traurigste Tragödie der Liebesgeschichte der Pflanzen ist. Die *Callisneria* ist ein recht unbedeutendes Gras und hat nichts von der Anmut der Lotusblume oder gewissen haarfeinen Meeresspflanzen. Aber man kann sagen, daß die Natur sie sich ausgesucht hat, um in ihr einen schönen Gedanken zu zeitigen. Das ganze Dasein der Pflanze vollzieht sich am Grunde der Gewässer in einer Art Halbchlaf, bis zur Hochzeitsstunde, wo sie ein neues Leben beginnt. Die weibliche Blüte wickelt ihren langen in eine Schraube gedrehten Stiel auf, sie steigt hinan, sie taucht empor, sie treibt auf der Fläche des Teiches und breitet sich aus. Von der Nachbarstelle aus sehen sie die männlichen Blumen durch das sonnendurchstrahlte Wasser; auch sie erheben sich nun und steigen voller Hoffnung empor zu ihr, die da oben schwebt, sie erwartet, sie in eine zauberische Welt hinaufzuziehen. Aber auf halbem Wege fühlen sie sich plötzlich zurückgehalten; ihr Blütenstengel, die Quelle ihres Daseins, ist zu kurz. Niemals werden sie an das Licht hinaufgelangen können, dahin, wo allein die Vereinigung von Staubfäden und Stempel sich wird vollziehen können. Gibt es in der Natur eine grausamere Prüfung? Man denke an das Drama dieser Sehnsucht, an das Unerreichbare, das man schon berührt, dies durchsichtige Verhängnis, das Unmögliche ohne sichtbares Hindernis! Es wäre unlösbar wie unser eigenes Drama auf dieser Erde: aber siehe da, es mischt sich etwas Unerwartetes darein. Gatten die Männchen eine Vorahnung ihrer Enttäufung? Tatsache ist, daß sie in ihrem Herzen eine Luftblase verborgen haben, wie man in seiner Seele den Gedanken einer verzweifeltsten Befreiung einschließt. Es scheint, als zögerten sie einen Augenblick, dann mit einer großartigen Anstrengung — es ist das Uebernatürlische, was ich aus den Feiern der Insekten und Pflanzen kenne —, um sich zu ihrem Glücke emporzuheben, zerreißen sie freiwillig das Band, das sie mit dem Dasein verknüpft. Losreißen sie sich von ihrem Stengel und in einem einzigen unergleichlichen Schwunge, während heitere Wasserperlen sie umspringen, steigen sie empor und ihre Blütenblätter zerplatzen auf der Oberfläche der Flut. Todesstund, aber strahlend und freigleiten sie zu Seiten der ahnungslosen Braut: Die Vereinigung vollzieht sich; die Opfer sterben dahin und treiben davon, die Gattin aber, schon eine Mutter, schießt ihren Blumenkelch, über dem noch der letzte Hauch schwebt; sie rollt ihre Schraubenfäden wieder zusammen und sinkt in die Tiefe zurück, um am Grunde die Frucht des heldenhaften Rufes zu reifen.

Man kann noch unendlich viele Beispiele anführen. Jede Blüte hat ihren Gedanken, ihre Art, ihre Erfahrung, die sie benützt. Prüft man ihre kleinen Erfindungen, ihr verschiedenes Vorgehen, so erinnert man sich an fesselnde Maschinenausstellungen, wo der mechanische Erfindungsgeist sich in all seinen Mitteln zeigt. Dieser aber stammt von gestern, der der Blumenmechanik arbeitet seit Jahrtausenden. Als die Blüte auf der Erde erwachte, hatte sie ringsumher kein Muster; alles mußte sie aus ihren eigenen Tiefen nehmen. Als wir noch bei der Keule waren, bei Bogen und Pfeil, als wir das Rad, Walze, Widder, Hebel erfanden, als — aber das war sozusagen voriges Jahr! — als unsere Meisterwerke ein Kataklyst, eine Uhr, ein Wehstuhl waren, hatten die Nadelbäume ihren Drehstamm, das Pedikularisakraut seine Becher mit Deckeln, wie für einen chemischen Versuch, seine springenden Federn, seinen Plan schiefer Ebenen. Und vor der Schiffschraube — es ist noch keine hundert Jahre her — da benutzten sie Horn und Linde seit dem Entstehen der Bäume. Wann werden wir einen Fallschirm oder einen Flieger erfinden wie den der Raiblume (*Taraxacum*)? Wann erfinden wir eine Feder, so kraftvoll wie die, die den Pollen des Ginsters in die Lüfte schleudert . . . ?“

So erzählt der Dichter in anregendster Weise so vielerlei. Es ist eine Lust, ihm zuzuhören. —

**Kunst.**

o. s. **Holländische Maler.** Eine charakteristische, reichhaltige Auswahl moderner holländischer Bilder stellt der Kunstsalon Schulte aus. Ein Ueberblick über die Kunst Hollands in der Gegenwart ist dadurch ermöglicht. Als allgemeines Kennzeichen: die Vorliebe für das Stille, das Intime, sei es in der Landschaft oder im Interieur.

Wie zart geben sie die unscheinbaren Reize einer anspruchslosen Landschaft, einer Landschaft der Ebene. Mit welcher Liebe und welcher Kunst! Die Liebe hält sie von effektiv vergrößernder Darstellung ab und führt sie zur Kunst hin; und zugleich

gibt sie ihnen auch im künstlerischen Fingerzeig, wo die Grenze zwischen seinem Kunstschaffen und raffiniertem Blendwerk mit Technik besteht. Sie bringen die großen Gegenstände in der Landschaft heraus, Ebene, Wald, Wolke und da hinein setzen sie, klein, unscheinbar eine Gestalt; eine Gestalt, die müde dahinschleicht, die vielleicht kaum recht sichtbar ist. Dadurch geben sie die Vorstellung der Unendlichkeit. Zart ergrünen am Hohlweg die Büsche; mit silbrig hellen, dünnen Zweigen stehen sie in der Luft. Eine Schafherde zieht den Weg herauf; das matte, gelbliche Licht liegt auf den Fellen. Vorn zieht der Hirt einher; er trägt eine dunkelblaue Jacke; dieses Blau ist das einzig Leuchtende. Sonst ist alles flimmernd, hell und zart. Das ist ein charakteristisches Motiv. Und auch das Motiv der Mühlen, das Rembrandt in seinen Radierungen benutzte, die entweder in dunklen, großen Umriffen aus der Ebene herausragen oder hell auf sonnebeschienenen Feldern stehen, die von blauen Flüssen durchzogen sind, wird mit Vorliebe verwandt. Man muß die Schlichtheit dieser Kunst bewundern. Zum Beispiel sehen wir da auf einem Walle ein langes Stück Land, mageres Gras auf hellem Sande; weiter nichts. Aber der Künstler hat etwas daraus gemacht, indem er den Himmel darüber mit aller natürlichen, lebendigen und wechselreichen Schönheit malte; und das Licht, das über den Sand und das dürre Gras hinspielt, verschönt dieses arme Stückchen Erde.

Von jeher war das Interieur die Domäne der Holländer. Die holländische Kunst des 17. Jahrhunderts schuf das Interieur erst, das von da ab vorbildlich wurde. Dämmerige Innenluft, aus der sich Gestalten undeutlich herausheben. Besonders fein ist da *Bredalet*, der breit und farbig aus dem Dunklen, Braunen die Töne herausleuchten läßt, dabei zugleich alt und modern ist. In einer Reihe von Kinderstudien wird diese Art ins Freie übertragen. Weich und duftig leuchten die Farben aus den Schattentönen der grünen Winkel unter den Büschen. Das Zurückhaltende in den Effekten gibt dieser Kunst altmeisterliche Reife.

Israels, der auf Liebermann so entscheidenden Einfluß gewann, tritt unter diesen Künstlern in den Vordergrund. Er kommt von Rembrandt. Er hat dieselbe Vorliebe für bestimmte charakteristische Typen (alte Juden) wie Rembrandt. Auch im Interieur zeigt sich Verwandtschaft: arme Leute in dämmerigen Stuben sitzend. Das Licht spielt bei ihm ebenfalls die Hauptrolle; es spielt sanft über alle Dinge, macht die Konturen weich und läßt alle Farben in zitternden Nuancen ineinandergleiten. So z. B. bei der „*Reisflückerin*“, die von hinten beleuchtet wird, die geblüht vor dem geöffneten Fenster sitzt. Das ist das Außerordentliche an diesem Maler, wie er mit den bescheidensten Mitteln eine Fülle von Farbigeit gibt. Die anscheinend graue oder braune Fläche einer Wand z. B. ist aufs feinste belebt, und man meint plötzlich die Luft in diesen Innenräumen flimmern zu sehen. Diese Zurückhaltung in den Mitteln, diese Bescheidenheit in den Effekten hat Israels von Rembrandt, und Liebermann hat sie wieder von Israels. Alles Laute ist vermieden, das Leise, Differenzierte herrscht vor. — Auch in den Motiven merkt man einen Einfluß, der auf Liebermann fortwirkte; schon der Titel „*Die Reisflückerin*“ deutet diesen Einfluß an; einfache Leute bei der Arbeit auffuchen, das wurde in gewisser Weise ein Kunstprogramm. Vom Genrebild aus entwickelte sich Israels zu diesen raffiniert einfachen Stoffen. In dem „*Landarbeiter*“, der auf freiem Felde steht, dessen Gestalt sich groß abhebt von den großen Wollen, kommt diese neue Art, die in Liebermann fortwirkt, zu ganz besonders feiner, unaufdringlicher und doch großer Wirkung.

Eine Reihe anderer Künstler (wie *Maube* z. B.) haben sich von den modernen Franzosen beeinflussen lassen und die alte, holländische Landschaftsmalerei, die wiederum die Franzosen angeregt hatten, kommt dadurch auf Umwegen nach dem Ursprungsland zurück. Ein Erntearbeiter auf dem Felde erinnert in der anspruchslos stillen, feierlichen Haltung an Millet. Dann wieder sehen wir ein Bild von *Maube* „*Reiter am Strande*“, das insofern interessant ist, als wir hier wahrscheinlich das Urbild zu den bekannten Reiterbildern am Strande von Liebermann vor uns haben. Der gelbe Strand, das grünliche Meer, die Reiter vor dem grauen Himmel, das ist alles mit viel Geschmack und in flächigen, flüssigen Pinselstrichen gemalt.

Sogar einen ganz modernen Stoff, der sonst immer ganz un-künstlerisch behandelt wird, bewältigen diese arbeitssamen und ehrlichen Künstler mit viel Delikatesse. Soldaten auf dem Felde. Artillerie, die abgelesen ist. Breites, braunes Feld, braunrot. Der Horizont tiefstehend, so daß unendlicher Himmel grau darüber steht. Ganz klein sind die Pferde, die regellos zusammenstehen, in langen Reihen, deren braune Farben sich wenig hervorheben. Das Einzige, was deutlicher sichtbar ist, sind die blauen Mäntelrollen hinter den helleren Sätteln, und diese immer wiederkehrenden blauen Farbflecke beleben das Bild in interessanter Weise.

Die Bekanntschaft mit den modernen Malern Hollands ist wertvoll. Man wird dafür dankbar sein müssen. Indem diese Künstler zeigen, wie man sich nicht vor den deutschen Motiven zu scheuen braucht und doch das Künstlerische in durchaus einwandfreier, feiner Weise vorwalten lassen kann, geben sie eine richtige, allgemeine Lehre, die gerade für uns Deutsche von Wert ist, da bei uns die einen zu stofflich, die anderen zu raffiniert malen. Die Holländer zeigen eine Vereinigung, die in gewisser Hinsicht vorbildlich sein kann und zugleich pflegen sie die alte gute Tradition der holländischen Malerei achtunggebend fort.

### Hygienisches.

Die geschichtliche Entwicklung des Luftbades. Das Luftbad gilt heute als ein vielfach erprobtes, auch von dem strengen Wissenschaftler durchaus anerkanntes Heilverfahren. Seine Anwendung ist aber keine Errungenschaft der Neuzeit, das Luftbad hat vielmehr eine lange Geschichte. Von jeher ist das Luftbad mit Vorliebe zu Abhärtungszwecken verwendet worden im Gegensatz zum Sonnenbad, das bei der Behandlung und Heilung von Krankheit in Betracht kam. Wie Dr. Marcuse in der Zeitschrift für physikalische und diätetische Therapie ausführte, tauchte das Luftbad nur zu ganz bestimmten Epochen auf, und zwar entweder als Reaktion gegen zeitgenössische Gebrechen, wie z. B. gegen Verweichlichung oder gegen einen Kaltwasserfanatismus. Daß in Hellas und in Rom nicht von Luftbädern die Rede war, kann uns nicht Wunder nehmen, da ja die Kleidung der Griechen und Römer so beschaffen war, daß sie den Körper nicht völlig von der Luft abschloß, und das öffentliche Leben Leibesübungen der Bürger erheischte. Erst im Mittelalter, als die gesellschaftlichen Verhältnisse völlig anders beschaffen waren, wurden vereinzelte Stimmen laut, die auf die wohlthätige Wirkung des Luftbades aufmerksam machten. 1580 war es der geistreiche französische Philosoph Montaigne und 1614 der italienische Arzt Sanctorius, die das Luftbad empfahlen. Aber ihre Stimme verhallte ungehört. Erst im 18. Jahrhundert wandte man der Propaganda für das Luftbad größere Aufmerksamkeit zu. Benjamin Franklin hatte an sich selbst die günstige Wirkung des Luftbades erprobt. Jeden Morgen wandte er es eine halbe oder eine ganze Stunde lang im Zimmer an. Im Jahre 1787 brachte Vichtenbergs „Magazin für das Neueste aus der Physik und Naturgeschichte“ eine Abhandlung: „Ueber die unmittelbare Wirkung der Luft auf die Oberfläche des menschlichen Körpers“. Er meinte, daß das Luftbad dem menschlichen Körper möglicherweise mehr angemessen sei als das Wasserbad. Ebenso behauptete der Lüburger Professor Blonquet im Jahre 1798, daß kalte Bäder in der Baderwanne für den gefunden Menschen kaum auszubalten seien, geschweige denn für kranke oder geschwächte Personen, und empfahl daher das Schwimmbad und das Luftbad. Ungefähr um dieselbe Zeit äußerte sich der Schaumburg-Vispische Hofrat und Leibarzt Faust gegen die Einengung des Körpers durch Kleidungsstücke. Er schlug vor, daß Knaben und Mädchen in der gleichen Weise ein weites Hemd mit weiten Ärmeln und darüber im Sommer ein weites Leinwand, im Winter ein weites wollenes Kleid ohne Ärmel mit offener Brust tragen sollten. Die großen Hygieniker und Aerzte Johann Peter Frank, Racl Ray, Tissot und andere, die am Ende des 18. Jahrhunderts lebten, waren sämtlich für das Luftbad eingenommen. Im Jahre 1816 veröffentlichte dann der Jeneser Chemieprofessor Doebereiner eine Arbeit, die zum ersten Male die Grundgedanken der modernen Lichtbehandlung entwickelte. In der Zeit von Briesnitz und seinen unmittelbaren Nachfolgern geriet die Luftbehandlung wieder in Vergessenheit. Erst im 19. Jahrhundert kam sie als Reaktion gegen den Kaltwasserfanatismus, den Kneipp ins Leben gerufen hatte, wieder in Aufnahme. Am Anfang der siebziger Jahre war es Niklis in Welbes, der als erster Luftbäder und Luftkuren in ausgedehntester Weise zu Heilzwecken in Anwendung brachte. Niklis' Nachfolger auf diesem Gebiete war Rahmann, der die ersten exakten Untersuchungen über den Einfluß der atmosphärischen Luft und des zerstreuten Tageslichts auf die Hautatmung und den Stoffwechsel durchgeführt hat.

### Aus dem Tierreiche.

Riesentintenfische. Zu unseren Mitteilungen über Riesentintenfische in Nr. 63 des Unterhaltungsblattes schreibt uns ein Leser: „Ich erlaube mir, Ihnen mitzuteilen, daß unsere Leser nicht erst nach London zu reisen brauchen, um Modelle von solchen Riesengemälden zu sehen. In unserem Museum für Naturkunde, Invalidenstr. 43, befindet sich in der Abteilung für Weichtiere das Modell eines Tintenfisches, welches den Londoner Exemplaren an Größe kaum viel nachgibt, sowie der in einem großen Spiritusbehälter aufbewahrte Körper eines wirklichen, der zwar kleiner ist, aber doch immerhin durch seine Dimensionen imponiert. Die Existenz solcher riesigen Tintenfische wurde lange Zeit von der Wissenschaft bezweifelt, bis es am 22. September 1877 gelang, eines solchen an der Küste von Newfoundland bei Catilina unweit St. Johns habhaft zu werden. Durch einen Sturm wurde er an den Strand getrieben, klemmte sich mit dem Schwanz zwischen Felsen fest und starb bald nach Eintritt der Ebbe. Sein Umfang betrug 2,30 Meter, die Länge des Rumpfes drei Meter, die der längsten Arme 9,33 Meter. Seine Farbe war anfangs dunkelrot, nach dem Tode weißlich. Der Körper wurde nach New York befördert und im dortigen Aquarium in Spiritus aufbewahrt. Seitdem sind noch öfters solche Funde gemacht worden. Die Frage, ob man es hier mit einer besonderen Art oder mit besonders alt gewordenen Exemplaren zu tun hat, wird überwiegend in letzterem Sinne entschieden. Da ihnen außer den Walen noch zahllose andere Feinde nachstellen, erreichen sie selten ein hohes Alter und somit eine derartige Größe. Daß sie in vielen, wo nicht den meisten Fällen Anlaß zu den Sagen von Kraken und Seejochlangen gegeben haben, dürfte unzweifelhaft sein. Ihre ganze unheimliche Gestalt, die mächtigen, schlangenähnlichen Arme, der lange Wasserstreifen, den sie nach sich ziehen, und die große Schnelligkeit ihrer Bewegung, welche eine genaue Beobachtung in den seltensten Fällen zuläßt,

machen dies erklärlich. Ein Riesentintenfisch war aller Wahrscheinlichkeit nach auch das „erschreckliche Ungeheuer“, welches Hans Egede 1740 an der Südküste Grönlands vom Schiff aus sah, und dessen von einem seiner Reisebegleiter verfaßte Zeichnung uns erhalten ist. —

### Notizen.

— Im Schiller-Theater N. ist die Premiere des vieraktigen Berliner Stückes von Heinrich Lee „Am grünen Weg“ am Sonnabend, den 20. April, festgesetzt.

— Im Kleinen Theater muß wegen Erkrankung der Frau Fehdmer die für Sonnabend angekündigte Erstaufführung von Max Wels Komödie „Die Pächterin von Ritchfield“ auf Anfang nächster Woche verschoben werden.

— Im Zentralthheater wird vom 27. April an zwei Monate lang Direktor Druder von Hamburg mit seiner plattdeutschen Gesellschaft gastieren.

— Couried, dem Amerika die Entführung Parsivals aus Bayreuth nach New York verdankt, hat die Direktion des Deutschen Theaters in New York niedergelegt. Seine Selbmänner hatten ihm belamntlich die Aufführung von Straußens Salome verboten.

— Max Haushofer, Münchener Dichter und Nationalökonom, ist, 67 Jahre alt, in Gries bei Bozen (Tirol) gestorben. In München pflegte die Nationalökonomie von ihm zu sagen, er solle ein bedeutender Dichter sein, indes sei es mit seiner Wissenschaft nicht weit her. Und die Dichter sprachen umgekehrt. Die Lehrbücher und die sonstigen staatswissenschaftlichen Schriften (darunter auch eine über den modernen Sozialismus) werden Haushofer nicht überleben. Auch seine Dichtungen sind nicht weit gedrungen. Aber er hatte für Land und Leute offenen Blick und seine Schilderungen aus den bayerischen Alpen verraten Freude an der heimischen Natur. Haushofer war geborener Münchener. Er war einer der letzten Ausläufer des epigonenhaften Dichterkreises, der sich unter Maximilian II. in München bildete.

— Die Briefe Charlotte v. Steins an Goethe sind aus dem Besitze der Steinischen Familie durch Kauf in das Weimarer Goethe-Nationalmuseum gelommen.

— Ein Beethoven-Denkmal wird in Paris errichtet werden. Der Gemeinderat hat bereits eine Wiese im schönsten Teil des Boulogner Wäldchens dem Denkmalkomitee zugesagt. Die Errichtung des Denkmals ist besonders auch darum von Bedeutung, weil sie das Absterben des kindischen und rohen Chauvinismus bezeugt, der noch vor wenigen Jahren die öffentliche Ehrung eines deutschen Künstlers ausgeschlossen hätte.

— Der Sprachenstreit in Norwegen. Der Kampf zwischen den Anhängern des „Landsmaal“, der aus Volksmundarten geschaffenen rein norwegischen Sprache, und denen, die das „Rigsmmaal“, die dänisch-norwegische Reichssprache, bewahrt wissen wollen, flammte in letzter Zeit wieder hell auf. Die Ursache ist ein Befehlentwurf der Regierung, der das Landsmaal in den Schulunterricht und für das Studentenezamen einführen will. Die Anhänger der alten Reichssprache haben eine Rigsmmaal-Vereinigung gebildet und zum Vorsitzenden Björnstjerne Björnson gewählt. Der alte Dichter und Volksmann sprach am Sonntagmorgen in Kristiania vor einer von ungefähr 2000 Menschen besuchten Versammlung für die Reichssprache. Er nannte die Landsmaalbewegung eine romantische Bewegung, die ihre Ursache in einer krankhaften Bauernvergötterung habe. Er habe gehört, sagte er weiter, man wolle das Deutsche zum Vorteil des Landsmaal aus dem Schulunterricht beseitigen. Das komme ihm als der Gipfel der Unerantwortlichkeit vor. „Deutschland ist ja unser Lehrmeister auf allen möglichen Gebieten, in Handel und Industrie, in Wissenschaft und Kunst, und es ist im Kampf um Dasein, eine Lebensbedingung für uns, deutsch zu können und in Verbindung zu stehen mit der deutschen Kultur.“ — Björnson verlangte, daß eine Volksabstimmung entscheiden solle. Vorher aber sollten im ganzen Lande Versammlungen abgehalten werden, um das Volk aufzuklären über die Frage. Dann werde, meinte er, der Ausfall nicht zweifelhaft sein.

Obwohl ein Mann wie Björnson und neben ihm eine Reihe anderer angesehenen Leute ihren Einfluß gegen das Vordringen des Landsmaal geltend zu machen suchen, ist es sehr zweifelhaft, ob die Annahme jenes Gesetzes verhindert wird. Das Stortingkomitee für Kirchen- und Schulangelegenheiten schlägt in seinem Gutachten über den Befehlentwurf vor, daß das Landsmaal bereits vom Jahre 1909 ab als Unterrichtsgegenstand in den Gymnasien obligatorisch eingeführt werde.

— Ein 80 Mark-Empfangessen wurde zu Ehren des englischen Minen Beerbohm-Tree in Berlin veranstaltet. Verschiedene Leute, die man dabei gern gesehen hätte, darunter solche, die die Einladung mit hatten ergehen lassen, wurden vernimmt. Offenbar hatte man vergessen, für sie die kleinen Speisen zu bezahlen. Bornehme Leute bezahlen nicht gerne selbst.